

DIE TÜRME VON TALADUR III

DAS SPIEL DER TÜRME

MARCO FINDEISEN



Das Schwarze Auge



Biografie

Marco Findeisen wuchs in Usingen im Hochtaunus auf und widmet sich zur Zeit hauptberuflich seinem Studium der Literaturwissenschaft und der Mittleren und Neueren Geschichte in Gießen. Zum *Schwarzen Auge* fand er 1997 über das Computerspiel *Schatten über Riva*. Bis heute ist er dem Rollenspiel treu geblieben und hat durch Beiträge in verschiedenen Publikationen zur lebendigen Geschichte Aventuriens beigetragen. *Das Spiel der Türme* ist sein dritter Roman. Zuvor schickte er mit seiner Co-Autorin Eevie Demirtel die ungleichen Stadtgardisten Kasim und Deniz in der *Khunchomer Pfeffer*-Reihe auf eine kuriose Mörderjagd durch Khunchom.

Wenn Marco nicht gerade über Hausarbeiten für die Uni brütet, Romane schreibt oder mit Freunden *Das Schwarze Auge* spielt, widmet er sich mit viel Ehrgeiz dem Tanzsport, dem er seit Jahren verfallen ist.

Titel

Marco Findeisen

Das Spiel der Türme

Die Türme von Taladur 3

Ein Roman in der Welt von
Das Schwarze Auge®

Originalausgabe



Impressum

Ulisses Spiele
Band 11077PDF

Titelbild: Anna Steinbauer
Aventurienkarte: Ralph Hlawatsch
Karten der Umgebung: Melanie Maier

Lektorat: Werner Fuchs, Michael Fehrenschild
Buchgestaltung: Ralf Berszuck
E-Book-Gestaltung: Michael Mingers
Konzeption der Reihe *Die Türme von Taladur*: Bernard
Craw

Copyright ©2012 by Ulisses Spiele GmbH, Waldems.
DAS SCHWARZE AUGER, AVENTURIEN und DERE sind
eingetragene Marken.

Alle Rechte von Ulisses Spiele GmbH vorbehalten.

Titel und Inhalte dieses Werkes sind urheberrechtlich
geschützt. Der Nachdruck, auch auszugsweise, die
Bearbeitung, Verarbeitung, Verbreitung und
Vervielfältigung des Werkes in jedweder Form,
insbesondere die Vervielfältigung auf photomechanischem,
elektronischem oder ähnlichem Weg, sind nur mit
schriftlicher Genehmigung der Ulisses Spiele GmbH,
Waldems, gestattet.

Buch-ISBN 978-3-86889-208-6
E-Book-ISBN 978-3-86889-820-0

Danksagung

Für Susi

Mein Dank gilt allen voran jenen, ohne die diese Geschichte niemals geschrieben worden wäre: Werner Fuchs, Bernard Crow und Florian Don-Schauen für die Konzeption der Taladur-Reihe; ganz besonders den erstgenannten, die mich an jenem denkwürdigen Samstag in Dortmund im Jahre 2010 dazu eingeladen haben, Teil des Autoren-Teams zu werden.

Danke an meine lieben Kollegen: Bernard Crow, für die facettenreiche Eröffnung der Reihe, für eineinhalb Jahre redaktionelle Betreuung, viel Zeit am Telefon und noch viel mehr Zeit in unserem Autoren-Forum; für den Meta-Plot der Serie und die zahlreichen Hinweise, diesen in meiner Geschichte umzusetzen.

André Wiesler für seine Flexibilität und die angenehme Zusammenarbeit. Eevie Demirtel für die prompte Beantwortung jeder noch so seltsamen Regelfrage, für die Unterstützung in der heißen Phase und das 24/7-Sorgentelefon. Dorothea Bergermann für ihr nandusgefälliges Wissen im Bereich der Färbekunst. Und Stefan Schweikert für seine beeindruckende Gelassenheit im Angesicht der Aufgabe, den von uns hinterlassenen Scherbenhaufen am Ende wieder aufkehren zu müssen.

Desweiteren Mario Truant für starke Nerven und die Möglichkeit, in seinem Verlag zu publizieren.

Meiner Familie dafür, dass ich immer alle Freiheiten hatte, meinen Hobbys und Leidenschaften nachzugehen. Der Familie meiner Freundin, den größten Fans meiner Bücher. Meinen Professoren für ihre Nachsicht angesichts auf der Strecke gebliebener Hausarbeiten und Referate.

Den üblichen Verdächtigen: Alex, Eevie, Lena, Marcus, Richard, Thorsten und Torsten für die wöchentliche

Inspiration.

Und zu guter Letzt: Markus für seinen kritischen Blick auf mein Manuskript und die bohrenden Fragen, die mich mehr als einmal ins Schwitzen gebracht haben. Danke für dein Feedback!

»Gib ihnen ruhig, wonach sie verlangen. Erzähle vom edlen Ritter Rondravio, der an den Intrigen der Welt verzweifelt. Berichte vom Schicksal des Avestos, der gegen den goldnen Käfig des Magnatenstandes aufbegehrt und sich am End im Elend wiederfindet, und auch von Rahjandra, seiner Geliebten, die ihn von ganzem Herzen daraus zu erlösen sucht. Auch den Zwerg, den Elf und den Magier vergiss nicht, denn vom Wundersamen mag die Audienza nicht genug bekommen.

Doch sie alle sind bloß Gefangene auf einer Bühne, bedrängt von Vorhang und Kulisse. Jemand muss sich ihrer annehmen, muss den Überblick bewahren und sie lenken. So nimm denn ihre Fäden in die Hand und erzähle ihre Geschichte! Denn du thronst über ihnen, du bist ihr Soberan, du bist der Mirhamionettenspieler!«

— Der berühmte Puppenspieler El Fantastico zu seinem Schüler, dem Großen Moritatio, Almada in neuerer Zeit.

Prolog

*Auf der Eisenstraße zwischen Retingen und Taladur.
Nachts, am siebten Tag im Perainemond, 989 nach
Bosparans Fall.*

Als Genista aus dem Wald stürzte, war der Kampf bereits in vollem Gange. Ein halbes Dutzend Reiter war aus dem Unterholz gebrochen und hatte die lagernden Söldner und Wagenlenker überrascht. Während sich die wenigen zur Nachtwache abgestellten Kämpfer bereits mutig den Angreifern entgegenwarfen, hatte der aus dem Schlaf aufgeschreckte Rest gerade erst zu den Waffen gegriffen und stolperte orientierungslos über den Kampfplatz.

»Zusammenrücken!«, gellte Yussevos Befehl durch das Lager. Der alte Söldner stand mit dem Rücken zu einem der Karren und parierte keuchend die Schläge einer blonden Reiterin auf einem weißen Pferd. Das flackernde Licht der Feuer verfang sich im Fell des Schimmels und ließ ihn gespenstisch wie eine Albtraumkreatur erstrahlen, die geradewegs der Geisterwelt entstieg schien.

»Kämpft, ihr Hunde!« Stöhnend parierte Yussevo einen weiteren Schlag der Fremden, deren Umhang sich blutrot über den Rücken ihres Pferdes ergoss. Wie die anderen trug auch die Blonde einen breitrempigen Caldabreser und ein Gesichtstuch, das Mund und Nase verbarg.

Stöhnend ging Alwinya zu Boden. Die Wagenlenkerin hatte versucht, sich einem der Reiter mit dem Knüppel entgegenzustellen. Doch der Schlag hatte sein Ziel verfehlt und sie direkt in die Klinge ihres Gegners stolpern lassen. Eine Fackel flog durch die Luft und landete auf der Ladefläche eines Karrens. Lodernd ging dieser in Flammen auf.

»Vergesst nicht«, rief Yussevo seinen Streitern in Erinnerung, »was sie dem letzten Handelszug angetan

haben!«

Genista sah Bilder vor ihrem geistigen Auge von gepfählten Körpern und zerstückelten Leichen. Viele Schauergeschichten hatte sie in den letzten Wochen über diese Gegend gehört, in der eine Bande von Mördern ihr grausames Unwesen trieb. Die schiere Lust am Töten schien ihr Antrieb zu sein, nicht jedoch die Aussicht auf die Reichtümer, welche die Valguzia für sie bereithielt. Halb Premura hatten sie eingeäschert, aber den wertvollen Alaun verschmätzt. Ob dies etwa jene Schlächter waren, von denen Yussevo während der Reise berichtet hatte? Ihr Herz raste, und ihre Handflächen wurden so feucht, dass ihr die Armbrust zu entgleiten drohte.

Erst Yussevos Schmerzensschrei riss sie aus ihren Gedanken. Der Söldner war vor der Reiterin eingesunken und presste sich die linke Hand auf den Oberschenkel. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor, während er mit der Rechten verzweifelt die Schläge der Angreiferin parierte.

Entschlossen kniete sich Genista nieder und legte an. Wenn sie dem alten Söldner nicht zu Hilfe kam, wäre sein Schicksal besiegelt – und mit ihm gewiss auch das des ganzen Trosses.

Genista schoss. Surrend schnellte der Bolzen von der Sehne.

Doch er verfehlte sein Ziel.

Die Kämpferin merkte nicht einmal, dass auf sie geschossen wurde. Ein weiterer Treffer ließ Yussevo aufstöhnen. Sein Waffenarm blutete, und selbst aus der Distanz konnte Genista erkennen, dass seine Hand die Klinge nur noch kraftlos umfasst hielt. Sie musste etwas unternehmen! Entschlossen, ohne die Folgen ihres Handelns zu bedenken, stürmte sie auf die beiden zu.

Mit einem Schlag gegen die Brust des Pferdes drängte Yussevo die Reiterin zurück. Wiehernd bäumte sich der Schimmel über ihm auf und schlug mit den Hufen nach dem verletzten Söldner. Diesem gelang es gerade noch,

sich unter dem auskeilenden Pferd hinwegzuducken. In ihrem wallenden Umhang erschien die Reiterin auf dem steigenden Schimmel wie auf Leinwand gebannt.

Genista erkannte die Gelegenheit. Mit einem lauten Schrei stürzte sie auf die Reiterin zu, die mit ihrem Säbel gerade zu einem weiteren Schlag gegen den Söldner ausgeholt hatte. Sichtlich überrascht wandte diese den Kopf der Heranstürmenden zu, doch es war zu spät, um sich zu verteidigen. Genista ergriff den Saum ihres Umhangs und riss daran so fest sie konnte. Die Wucht zog die Unbekannte beinahe aus dem Sattel. Sie stieß einen erstickten Schrei aus und ließ geistesgegenwärtig ihre Klinge fallen. Mit beiden Händen griff sie in die Zügel und streckte sich soweit es ging ins Hohlkreuz, um nicht von ihrem eigenen Umhang erdrosselt zu werden.

Genista stemmte die Hacken in den Boden und zog aus Leibeskräften. Ihre Muskeln spannten sich, und sie biss ihre Zähne so fest aufeinander, dass sie fürchtete, sie könnten jeden Augenblick zerspringen.

Röchelnd streckte die Reiterin eine Hand nach ihrem abgeschnürten Hals aus, während die andere die Zügel weiterhin fest umschlossen hielt. Schließlich gelang es ihr, ihre Finger zwischen Umhang und Kehlkopf zu bringen und den Druck von ihrem Hals zu nehmen.

Plötzlich war der Zug verschwunden. Genista stolperte rückwärts, trat in ein Schlagloch und stürzte zu Boden, den roten Umhang der Angreiferin noch immer in den Händen. Verwundert sah sie zu der Reiterin auf, die sich nach Luft schnappend noch immer die Kehle rieb.

Während diese ihr Pferd wendete, krabbelte Genista unter dem Umhang hervor, als sie unvermittelt mit den Fingern auf eine große Nadel stieß, die an einer Stelle durch den schweren Stoff gestochen worden war. Es war eine silberne Fibel in Form einer geöffneten Rose. Die Reiterin musste die Brosche gelöst haben, um sich ihres Überwurfs zu entledigen. Als Genista wieder aufsaß, begegnete sie dem

Blick der Reiterin, die erschrocken auf die silberne Klammer in Genistas Hand starrte.

»Gib sie mir!«, krächzte sie zornig. Das Sprechen schien ihr schwerzufallen. Auffordernd streckte sie ihre Hand nach der Brosche aus.

Genista sah auf die Fibel in ihrer Hand, dann blickte sie zu Yussevo hinüber, der kraftlos am Karren herabgesunken war. Erschöpft hielt er sich die blutende Beinwunde.

»Her damit!«, forderte die Reiterin erneut. Doch Genista hatte längst einen Entschluss gefasst.

»Du willst die Fibel?«, rief sie ihr herausfordernd zu.
»Dann komm und hol sie dir!«

Genista zog die Nadel aus dem Stoff und sprang auf. Hinter sich hörte sie den wütenden Aufschrei der Reiterin. Dass sie zunächst ihren Säbel würde aufheben müssen, verschaffte Genista einen kleinen Vorsprung.

Der Boden unter ihren Füßen begann zu beben, kaum dass sie das Donnern der Hufe hinter sich vernahm. Doch da war Genista bereits durchs Unterholz gebrochen und rannte querfeldein in den Wald. In ihrer Rechten hielt sie die Fibel fest umschlossen, deren Nadel ihr schmerzhaft in die Hand stach. Ihr Herz raste, und sie betete zu allen Zwölfen, dass die Ausdauer sie nicht verlassen möge. Im Wald, so hoffte sie, würde ihr die Reiterin nur mühsam folgen können.

Schon bald drang das Licht der Lagerfeuer nicht mehr zu ihnen durch. Wurzeln und Bäume tauchten urplötzlich vor Genista auf. Beinahe wäre sie mit dem Kopf gegen einen tiefhängenden Ast gestoßen. Irgendwo hinter ihr folgte die Reiterin. Genista hörte das Knacken der Äste, das Schnauben des Schimmels. Doch sie wagte nicht, sich umzudrehen. Ein falscher Schritt und die Reiterin hätte sie eingeholt. Ihr Gesicht glühte. Tränen der Verzweiflung rannen über ihre Wangen. Genistas Lungen brannten, sodass sie glaubte, jeden Moment zu ersticken. Ihr Herz raste, doch sie konnte nicht aufgeben, sie durfte nicht

aufgeben! Wieder schossen ihr Bilder dessen durch den Kopf, was Yussevo berichtet hatte. Was würde die Frau mit ihr anstellen, wenn sie sie in die Finger bekäme? Ihr Gedanke riss ab, als sich plötzlich ihr Fuß im Unterholz verfang.

Genista stürzte. Schmerzhaft kam sie auf. Wurzeln schlugen wie Knüppel auf sie ein, Brennnesseln peitschten ihr ins Gesicht. Das Erdreich unter ihr gab nach und sie begann auf dem abschüssigen Boden zu rutschen. Genista verlor den Halt. Sie drehte sich um die eigene Achse, stieß gegen spitze Steine und knorrige Baumstämme, Dornen verfangen sich in ihrer Kleidung und rissen ihr die Haut auf. Ihr Bein blieb an einer abgebrochenen Astgabel hängen, doch die Geschwindigkeit, mit der sie fiel, war so groß, dass der Ast sie nicht zu bremsen vermochte. Sie spürte, wie sich der eingeklemmte Fuß verdrehte. Als ihr Knöchel brach, wollte sie laut aufschreien. Doch der Aufprall presste ihr die Luft aus den Lungen. Genista verlor das Bewusstsein.

Das Erste, was zu ihr durchdrang, war das Plätschern eines Baches. Sie lag auf dem Bauch, in einem Bett aus spitzen Steinen. Blut verklebte ihre Augen und kaltes Wasser quoll durch die Fugen ihrer harten Liegestatt, spritzte ihr gegen die Brust und tränkte ihre aufgedunsene Kleidung, die kalt an ihrem Körper klebte.

Genista streckte sich und zuckte sofort wieder zusammen, als ein stechender Schmerz durch ihren rechten Knöchel fuhr. In ihrer Hand hielt sie die Fibel noch immer fest umklammert.

Mühsam hob sie den Kopf und öffnete die Augen. Das Licht des abnehmenden Madamals fiel durch das Blätterdach in eine schmale Senke und ließ das Wasser, das aus einer steilen Klippe stürzte und sich in ein felsiges Flussbett ergoss, silbern leuchten. Zu beiden Seiten stieg

das Ufer steil an. Sie musste hinuntergestürzt und unterhalb der Klippe aufgeschlagen sein.

Genistas Blick fiel auf einen Schatten, der annähernd die Umrisse eines Menschen aufwies. Er lag nicht weit von ihr entfernt, mitten im Flussbett. War etwa einer ihrer Begleiter ebenfalls in die Schlucht gestürzt?

»Hallo?« Ihre Stimme klang zerbrechlich.

Der Schemen antwortete nicht. Im blassen Licht des Madamals konnte sie keine Regung erkennen.

Genista sammelte ihre Kraft und krabbelte mühsam über die spitzen Steine. Dabei zuckte sie jedes Mal unter Schmerzen zusammen, wenn sie mit ihrem Fuß gegen ein Hindernis stieß.

Sie streckte ihre Hand nach der Gestalt aus und umfasste etwas, das das Bein des Menschen hätte sein können. Doch die Oberfläche war weich und aufgedunsen vom Wasser und das vermeintliche Bein nicht dicker als ein abgebrochener Ast.

»Hallo?«, fragte Genista noch einmal, ehe sie weiter an dem schwarzen Schemen entlangkroch. Ihre Finger tasteten über das, was der Oberkörper hätte sein können. Doch der Torso entpuppte sich als ausgehöhlt, und spitze, scharfkantige Äste reckten sich wie dürre Rippen gen Himmel. Nein, dieses Etwas war keiner ihrer Begleiter. Doch was war es dann?

Neugierig und weniger zaghaft packte sie die Gestalt und zog sie zu sich heran. Schlaff folgte der schwere Gegenstand ihrer Bewegung und wurde auf dem steinernen Untergrund durchgeschüttelt wie Zuckerrüben auf einem Ochsenkarren. Wind kam auf und versetzte das Blätterdach weit über ihr in Bewegung. Klar und ungebrochen fiel das silberne Licht des Mondes nun auf sie herab und enthüllte das Grauen, welches die Nacht schützend vor ihr verborgen hatte. Ihr Schrei gellte durch die Nacht, als sie in das starre Antlitz eines zerfressenen Leichnams blickte.

Schatten der Vergangenheit

Auf der Straße nach Taladur.

Neunter Tag im Perainemond, 989 nach Bosparans Fall.

Laurenzio kniff die Lider zusammen und konzentrierte sich auf die Schrift, die in kleinen Buchstaben auf die Seiten des mächtigen Folianten gedruckt war. Das stetige Rumpeln des Planwagens auf der holprigen Straße ließ den Text vor seinen Augen verschwimmen.

»Jetzt starrst du schon wieder den ganzen Tag in dieses Buch!«, rief ihm der Große Moritatio vom Kutschbock aus zu und wandte sich zu ihm um. »Ich warne dich! Lass dir bloß nicht einfallen, mir den Wagen vollzukotzen. Sonst verbringst du deine erste Nacht mit Eimer und Schrubber.« Er grinste und offenbarte dabei eine Reihe blinkender Goldzähne. »Für unseren ersten Auftritt brauche ich alle meine Darsteller.« Er ließ die Zügel los und vollführte mit beiden Armen eine Halbkreisbewegung, um Laurenzio an seine Schauspieler, wie er sie nannte, zu erinnern. Diese hingen an Dutzenden Fäden von den Querverstrebungen des Planendachs herab. Dabei hätte nur ein Gehörloser sie vergessen können, war der Wagen doch vom ständigen Klackern ihrer hölzernen Glieder erfüllt. Eine der Puppen, ein Magier mit schwarzem Rauschebart, Spitzhut und einer blauen Robe aus einem alten Lumpen, auf den mit gelber Farbe einige aus der Form geratene Sterne gemalt waren, schlug ihm jedes Mal gegen den Kopf, wenn der Wagen durch ein Schlagloch rumpelte.

»Nun lass ihn doch, *mi Corazon*«, mischte sich Moritatio's Frau Bella ein, die dicken, korallenrot geschminkten Lippen zu einem Schmolmund verzogen, und legte Laurenzio ihren dünnen Arm um die Schulter. »Du musst ihm ja nicht auch noch die letzten zwei Bücher nehmen, die ihm geblieben sind.« Beherzt zog sie Laurenzio zu sich

heran und drückte seinen Kopf mütterlich in ihr üppiges, doch schon faltiges Dekolleté. Der aufdringliche Lavendelgeruch ihres Duftwassers stieg ihm in die Nase.

»Hör auf, Trübsal zu blasen, mein Junge!«, riet ihm Moritatio, während sich Laurenzio verlegen aus Bellas Griff befreite. »An seinem Schicksal kann niemand etwas ändern. Wir können alle nur das Beste daraus machen.«

Laurenzio seufzte und senkte schwermütig den Blick. Er hatte keine Lust, schon wieder damit anzufangen.

Aus dem hinteren Teil des Wagens erklang auf einmal ein schriller Schrei, dem das Weinen eines Kindes folgte. Keinen Augenblick später stürzte der kleine Franyo heulend und mit hochrotem Kopf hinter den Kisten hervor und warf sich seiner Mutter an den Hals. Ihm folgte kurz darauf ein etwas älterer Knabe, der trotzig zu Boden blickte und anklagend auf seinen kleinen Bruder deutete. »Er hat angefangen.«

»*Doce mios*, aufhören!«, fauchte ihre Mutter. »Alle beide!« Sie erhob sich, um ihre Söhne in den hinteren Teil zurückzuführen.

»Du musst dein Schicksal nur annehmen«, fuhr der braunhäutige Puppenspieler fort, während vom Heck die zeternde Stimme seiner Frau erklang. »Wem nutzt es, wenn du in Selbstmitleid ertrinkst? Jedem Schicksalsschlag wohnt auch der Ruf des Abenteuers inne. Du musst ihm nur Gehör schenken. Wo sie dich hier deiner Worte wegen davonjagen, nehmen sie dich andernorts mit offenen Armen auf.« Er zuckte mit den Schultern. »So ist das nun mal im Leben.«

Laurenzio schnaubte. »Ihr habt gut reden. Ihr besitzt diesen Wagen hier.« Seine Hand griff nach der Magierpuppe, die ihm abermals ins Gesicht geschlagen war. Interessiert betrachtete er den Mann, der in so vielen Stücken des Großen Moritatio mal die Rolle des Guten und mal die des Bösen eingenommen hatte. »Viele würden Euch um diese Freiheit beneiden.«

Moritatio lachte. »Niemand von uns hat sich freiwillig für ein Leben auf der Straße entschieden, mein Junge.« Er kratzte sich am Ohrläppchen, das ein dicker goldener Ring zierte. »Aber wir haben das Beste draus gemacht. Unser Leben ist oftmals nicht minder aufregend als das der Helden unserer Stücke. Und wer kann das schon von sich behaupten? Vieles von dem, was ich erlebt habe, habe ich in meinen Geschichten wiedergegeben. Und wer weiß«, erneut schenkte er Laurenzio ein Goldzähnlächeln, »vielleicht kann ich eines Tages auch deine Geschichte erzählen.«

Laurenzio wandte sich um, als jemand an seinem Ärmel zupfte, und blickte in die großen braunen Augen des kleinen Franyo. Mit seinen zierlichen Fingern deutete er auf die Mirhamionette, die nicht müde wurde, ihm bei jeder Erschütterung gegen den Kopf zu schlagen. »Mama sagt, das bist du. Stimmt das?«

Laurenzio lächelte bitter und schüttelte den Kopf. »Guck mal«, er deutete auf seinen wolligen Haarschopf. »Siehst du da etwa so einen spitzen Hut?« Er wies auf die Kopfbedeckung der Magierpuppe. »Oder einen Bart?« Er tippte gegen seine Wange, auf der nur wenige Haare sprossen.

Franyo lachte und schüttelte vergnügt den Kopf. »Nein!«, rief er und war stolz, sich seine Frage selbst beantwortet zu haben.

»Na siehst du«, antwortete Laurenzio. »Und so einen hübschen Stab habe ich doch auch nicht.« Er berührte das Stäbchen, das die Magierpuppe in der rechten Hand hielt.

»Also bist du gar kein Zauberer?«, stellte Franyo enttäuscht fest.

Laurenzio schlug die Augen nieder und schüttelte den Kopf.

»Aufgepasst, sehr verehrte Damen und Herren!«, erklang es plötzlich vom Kutschbock, als spräche der Große Moritatio zu einer Horde Zuschauer. »Dort vorne seht ihr

es! Auf dem wohlhabendsten Hügel Valguzias gelegen, umgeben von rahjageküssten Weinbergen, deren Trauben so lieblich wie des holden Fürsten Weib sind«, er griff hinter sich in eine Truhe, »bewohnt von kleinen Grafen«, er zog die Puppe eines bärtigen Zwergs daraus hervor, »und beherrscht von reichen Einfaltspinseln, die keine andere Frage beschäftigt als jene, wer von ihnen wohl den Größten hat - hier, fang!« Er warf Laurenzio eine Narrenpuppe zu, die ihn hämisch angrinste. »Den größten Turm meine ich«, ergänzte Moritatio mit spitzbübischem Grinsen. »Meine Damen und Herren«, fuhr er fort, »längst nicht so viele Streittürme wie das hunderttürmige Bosparan - dafür aber umso mehr Streit - präsentiere ich euch das einmalige, das zauberhafte, das malerische«, er machte eine Kunstpause, »Taladur!«

Wie ein Vorhang schoben sich die letzten Bäume des Waldes zur Seite, als die Straße eine Biegung machte, und gaben den Blick frei auf einen langgezogenen schroffen Hügel inmitten eines fruchtbaren Tals, auf dessen Rücken sich eine dichtbebaute Stadt erhob. Der kleine Franyo quietschte vergnügt, als er hinter der Mauer auf einem höher gelegenen Teil der Stadt die mehr als ein Dutzend quaderförmigen Türme erblickte, die sich wie die zu Stein gewordenen Finger eines Riesen gen Himmel reckten. Dazwischen drängten sich Hunderte gedrungener Steinbauten, deren Schindeldächer im Licht der hochstehenden Frühlingssonne arangefarben leuchteten. Auch Laurenzio stockte bei diesem Anblick der Atem. Zu lange schon war er der Silhouette dieser Stadt nicht mehr ansichtig geworden. Doch nun war er endlich wieder zu Hause.

»Wir werden auf dem Marktplatz eine Zeit lang unsere Stücke zum Besten geben«, verkündete der Große Moritatio, nachdem sie die Stadtmauer passiert und vor dem langgezogenen Fachwerkbau in der Mauergasse Halt

gemacht hatten. Moritatio und seine Familie waren vor dem Planwagen zusammengekommen, um Laurentio zu verabschieden. Es war ein belustigender Anblick, den kleinen Mann, der nicht einmal acht Spann maß und kaum größer als ein Zwerg war, Arm in Arm neben seiner Frau stehen zu sehen, die ihn um volle zwei Köpfe überragte. Wind kam auf und blähte die Wagenplane, auf der in dicken Lettern die klangvolle Aufschrift *Moritatios miraculöses Mirhamionettentheater* prangte. Daneben war für die Unbelesenen der Schattenriss einer Fadenpuppe abgebildet.

»Komm doch vorbei, wenn dir einmal der Sinn nach einer schönen Geschichte steht«, lud Moritatio ihn ein.

Laurentio nickte. Er wollte nicht unhöflich sein, aber er hatte das Gefühl, dass die zwei Folianten in seinen dünnen Armen während der letzten Augenblicke ihr Gewicht verdreifacht hatten. Er spürte die Schweißtropfen über seine Schläfen rinnen.

Bella trat neben ihn und strich ihm über die Wange. »Du würdest uns eine große Freude bereiten«, säuselte sie mit ihrer rauchigen Stimme. Nie hatte Laurentio eine Frau getroffen, die das »r« so verführerisch rollen konnte wie sie.

Eigentlich war er überhaupt noch nie von einer Frau verführt worden.

»Genau«, pflichtete ihr Moritatio bei. »Vielleicht kannst du uns ja auch ein bisschen unter die Arme greifen. Spezialeffekte und so. Du weißt schon ...« Er knuffte Laurentio in die Seite und zwinkerte ihm verschwörerisch zu.

Der bekam große Augen. »Ihr wisst, dass ich das nicht darf.«

»Schon gut, mein Junge«, der Große Moritatio hob beschwichtigend die Hände. »War doch bloß ein Scherz.« Er schenkte Laurentio ein weiteres Mal sein schiefes Goldzähnlächeln. »Aber denk mal drüber nach«, fügte er augenzwinkernd hinzu. Dann klatschte er in die Hände und

trieb seine Familie zur Eile an. »Los, los! Ab mit euch auf den Wagen, Kinder. Lasst uns unseren Platz auf dem Markt beziehen, ehe es ein anderer tut.«

Laurenzio wartet nicht ab, bis der Wagen mit den winkenden Kindern hinter der nächsten Straßenbiegung verschwunden war. Er hatte es eilig. Seine Arme zitternden unter dem Gewicht der Bücher. Von seinem Rücken, der die Last des Lederrucksacks tragen musste, ganz zu schweigen. Er würde sich gewiss tagelang nicht rühren können.

Von seinem Gepäck fast zu Boden gezogen, torkelte Laurenzio durch das große Holztor in den Innenhof des Fachwerkbaus. Ein Schwein nahm laut protestierend Reißaus, als es den Neuankömmling orientierungslos auf sich zu taumeln sah. Der alte Bauer Gerbo, dessen Bart inzwischen ergraut war, sah ihm nach, nickte andächtig und atmete dabei den grauen Dunst seiner Pfeife aus.

Keuchend erreichte Laurenzio das schiefe, strohgedeckte Fachwerkhaus in der hinteren Ecke des Hofes. Er war erleichtert, als er die kleine Bank direkt neben der Tür erblickte, auf der er seine Bücher abstellen konnte. Dann richtete er sich auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein Herz schlug aufgeregt. Eigentlich sah alles so aus wie damals.

Die Tür wurde geöffnet, kaum dass er geklopft hatte, und Laurenzio blickte in das eingefallene Gesicht einer gealterten Frau, in deren braunes Haar sich vereinzelte graue Strähnen geschlichen hatten. »Junge«, keuchte sie. Schlagartig wich der müde Blick aus ihren Augen. Sie breitete die Arme aus und zog Laurenzio an sich. Er erwiderte die Umarmung, schloss die Augen und atmete tief den Geruch seiner Mutter ein. Es war nicht der heuchlerische Duft Punins, der ihr anhaftete, das liebliche Aroma von Rosenwasser und Mandelseife, sondern ein authentisches Gemisch aus Rauch, Fett und Schweiß, das sich mit dem Eigengeruch ihrer Haut vermengte.

Er spürte ihre feuchten Lippen auf seiner Wange. »Das ist dafür, dass du nach so langer Zeit endlich wieder da bist.« Sie löste die Umarmung, doch Lorenzo ließ die Augen geschlossen und hing noch immer ihrem Duft nach, den er seit so vielen Jahren nicht mehr gerochen hatte. Doch plötzlich durchzuckte, begleitet von einem lauten Klatschen, ein Schmerz seine linke Wange, der Lorenzo die Tränen in die Augen trieb. Er schrie auf und sah seine Mutter entsetzt an, die ihm soeben eine schallende Ohrfeige verpasst hatte. »Und das ist für den Unfug, den du verzapft hast!«

»Au, Mutter!« Trotzig rieb sich Lorenzo die schmerzende Wange. »Ich kann doch gar nichts dafür. Das hatte ich dir doch geschrieben.«

Seine Mutter stieß verächtlich die Luft aus und griff nach seinem Gepäck. »Das kannst du einem anderen erzählen, aber nicht deiner Mutter. Komm jetzt!« Sie bedeutete ihm mit einem Kopfnicken, ihr zu folgen. »Ich bring dich auf dein Zimmer.«

»Aber wenn ich es doch sage!« Protestierend folgte ihr Lorenzo durch ihren Arbeitsraum, in dem sich rund um ein altersschwaches Spinnrad Berge unverarbeiteter Wolle türmten. »Man hat mich reingelegt.«

»Deine Mutter mag zwar alt geworden sein, aber nicht dumm. Du hast mir schon früher nichts erzählen können. Wie lange ist das jetzt her? Acht Jahre?« Kopfschüttelnd erklimmte sie die schmale, ausgetretene Stiege, die ins obere Stockwerk führte. »Was würde dein Vater nur dazu sagen.«

»Mutter ...« Lorenzo seufzte.

»Eine so teure Ausbildung«, fuhr sie vorwurfsvoll fort. »Andere Kinder müssen Schweine hüten oder die Werkstatt fegen. Aber du, du bekommst die Gelegenheit, dass etwas wirklich Großes aus dir wird. Und was machst du daraus?« Abermals schüttelte sie den Kopf, während sie mit dem

schweren Rucksack durch den Flur wanderte. »Der Hofmagier des Kaisers, Laurenzio!«

»Mutter, der Streich war nicht ihm bestimmt. Er galt der schroffen Prishya. Die sollte auch mal was zu lachen haben.« Allein beim Gedanken an die resolute Magistra überkam Laurenzio eine Gänsehaut. Die Humorlosigkeit der jungen Prishya von Garlischgrötz gereichte jedem Inquisitor zur Ehre.

»Das macht es nicht besser«, tadelte sie ihn. Seine Mutter blieb vor einer schmalen Tür stehen. »Hier ist es. Falls du dich noch erinnerst.«

Die Dielen unter seinen Füßen knarzten, als Laurenzio in die kleine Dachkammer trat. Seine Mutter hatte alles so gelassen wie damals, als er Taladur den Rücken gekehrt hatte. Staunend nahm er den abgenutzten Valpobär in die Hand, der auf dem Kissen seines Bettes auf ihn wartete. Lächelnd befreite er die rote Nase vom Staub, der auch vor dem Steckenpferd und dem Holzsword nicht haltgemacht hatte, mit denen er früher als Ritter Sigismund über den Hof geritten war und Jagd auf die garstigen Keiler Bauer Gerbos gemacht hatte.

»Das Leben hier war auch nicht leicht«, rief ihn seine Mutter in die Gegenwart zurück. »Wir haben immer hart gearbeitet, während du in Punin gesessen und Streiche gegen deine Lehrer ausgeheckt hast.«

Laurenzio antwortete nicht, sondern setzte sich schweigend auf sein altes Bett, das die Mutter mit frischem, duftendem Stroh gefüllt hatte.

»Wusstest du, dass der alte Lumino Xetarro letzten Mond gestorben ist?«

Laurenzio sah überrascht auf. »Der Magier? Vor dem sie alle Angst hatten?«

Seine Mutter nickte. »Seitdem ist unsere Zunft führungslos. Ich hoffe, dass sich Danilo Cavazaro um den Posten des Zunftmeisters bewirbt«, fuhr sie fort, während sie durch die Kammer zu dem kleinen Dachfenster schritt.

»Vielleicht laufen die Geschäfte dann besser«, seufzte sie.
»Dabei fällt mir ein«, sie wandte sich ihrem Sohn zu, »Dom Cavazaro möchte dich sehen.«

»Mich?« Laurentio sah sie ungläubig an.

Seine Mutter nickte. »Dass aus dir in Punin ein regelrechter Spaßvogel geworden ist, hat sich wohl auch bis zu ihm herumgesprochen. Ich nehme an, er wird wissen wollen, wie du ihm nun sein Geld zurückzuzahlen gedenkst.«

»Sein Geld?« Laurentio sah sie überrascht an.

Seine Mutter breitete die Arme aus und forderte ihn auf, sich umzusehen. »Ja, glaubst du denn, jemand wie wir könnte sich so eine Ausbildung leisten?«

Betreten senkte Laurentio den Kopf und blieb stumm.

»Er hat alle Kosten übernommen, und nun wirst du ihm erklären müssen, was aus seinem Geld geworden ist. Und Laurentio«, streng hob sie den Zeigefinger, »du wirst tun, was er von dir verlangt! Hast du das verstanden?«

Laurentio nickte und fühlte sich augenblicklich wieder wie der kleine Junge von damals, der beschämt in seiner Ecke stand und den Tadel seiner Mutter wegen irgendeines Schabernacks über sich ergehen ließ.

Als diese ihn so niedergeschlagen sah, wich ihr strenger Blick einem Ausdruck des Mitleids, und sie schloss ihren Sohn in die Arme. »Och, komm mal her, mein Junge.« Laurentio genoss ihre mütterliche Wärme. »Nun bist du ja wieder zu Hause. Jetzt wird alles wieder gut.«

Ja, dachte Laurentio, während er seinen Arm auf ihre Schulter bettete. Sie hatte recht. Er war wieder zu Hause.

Streitturm der Ernathesa, Taladur.

Zehnter Tag im Perainemond, 989 nach Bosparans Fall.

Jazemina riss die Augen auf und warf sich über die Bettkante. Gerade noch rechtzeitig zog sie den Nachtopf unter ihrer Liegestatt hervor, ehe sich ihr Magen

zusammenkrampfte und sich der halbverdauten Mahlzeit entledigte.

Mit zittrigen Fingern strich Jazemina einige Strähnen ihres lockigen Haars zurück, die zügellos vor ihrem tränenverklärten Blick hingen. Schweiß trat auf ihre Stirn. Gleichzeitig überkam sie eine Gänsehaut, und sie fröstelte, während ihr Magen Schub um Schub den bitteren Saft durch Mund und Nasenlöcher presste.

Erschöpft ließ sie sich zurück in ihre Kissen sinken und starrte hinauf zur steinernen Decke ihres Turmzimmers. Sie hatte gehofft, dass die Zeit der Morgenübelkeit nun endlich ein Ende haben würde. Der Sud, den Nuerta Escarelli ihr vor Wochen verschrieben hatte, war längst aufgebraucht und seitdem war sie sehr gut ohne das bittere Gebräu zurechtgekommen, dessen widerlicher Geschmack die Übelkeit manchmal sogar erst hervorrief. Doch seit einigen Tagen hatte dieses ungeliebte Ritual morgendlichen Unwohlseins wieder Einzug gehalten und Jazemina vor die Entscheidung gestellt, welches von beiden Übeln sie nun vorzuziehen gedachte.

Jazemina schlug die Decke zur Seite und erhob sich. Auf wackeligen Beinen tapste sie hinüber zu der dunklen Kommode aus Kastanienholz und griff nach der silbernen Karaffe, die darauf bereit stand. Sie füllte einen Becher mit Wasser und leerte ihn in einem Zug, um den bitteren Geschmack aus dem Mund zu vertreiben. Als sie aufsaß, begegnete sie ihrem Antlitz im Spiegel. Ihr Haar fiel ungekämmt und strähnig bis auf die Brust, verdeckte ihre bleichen Wangen und betonte in unvorteilhafter Weise ihre Nase, die frech und spitz zwischen dem rostrotten Vorhang hervorlugte.

Verärgert kämmte sie die widerspenstigen Strähnen hinter die Ohren und betrachtete ihr Profil. Prüfend glitten ihre Hände über ihren Leib und strafften dabei das weiße Nachthemd. Erneut überkam sie eine Gänsehaut, als sie über ihre Brüste fuhr. Sie waren in den letzten Wochen

fester geworden und reagierten auf Berührungen äußerst sensibel. Dann besah sie ihren Bauch. Ein aufmerksamer Beobachter könnte bereits eine deutliche Wölbung erkennen, bildete sie sich ein. Und vielleicht lag darin auch der Grund ihrer wiedergekehrten Übelkeit. Sie erinnerte sich noch gut an ein Gespräch zwischen zwei Dienstmädchen, das sie vor einiger Zeit einmal belauscht hatte. Die schwangere Mirabella hatte vor Stolz nur so gestrotzt, als sie verkündete, den kleinen Valpo bereits spüren zu können, wenn er sich bewegte oder nach ihr trat. Gut möglich, dass auch Jazeminas Kind bereits über die Stränge schlug und sie allmorgendlich mit festen Tritten gegen ihren Magen zu wecken versuchte.

Seufzend ließ sie sich mit einem Becher auf der Bettkante nieder und sah besorgt in das grautrübe Nass, das Ringe werfend in ihrem Trinkgefäß schwappte. Lange würde sie Edelhart ihren Zustand nicht mehr verheimlichen können. Und selbst wenn sie sich ihrem ungeliebten Ehemann doch noch hingäbe, so war sie überzeugt, dass man auch im hinterwäldlerischen Darpatien längst erkannt hatte, dass vom Rahjaopfer bis zur Niederkunft üblicherweise neun Monde vergingen. Jazemina schüttelte den Kopf. Edelhart würde dahinterkommen, so viel stand fest. Und sie war es leid, sich noch länger zu verstecken.

Dennoch fürchtete sie die Reaktion ihrer Familie. Für sie bedeutete Jazeminas Schwangerschaft einen mindestens ebensogroßen Gesichtsverlust wie für Edelhart, und allein der Gedanke an den Zorn ihres Vaters verdrehte ihr den Magen aufs Neue.

Jazemina trank aus, trat ans Fenster und zog die Vorhänge beiseite. Schützend hob sie die Hände vors Gesicht und kniff die Augen zusammen, als die grelle Sonne sie blendete. Dann ließ sie ihren Blick nachdenklich über die engen Gassen Taladurs schweifen.

»Wo bist du nur, Boromeo?«, flüsterte sie heiser, während sie zum Doppelturm der Amazetti hinübersah, der wie zwei

emporgereckte Finger nahe der Stadtmauer aus dem Häusermeer herausstach. Eine einzelne Träne bahnte sich einen Weg über ihre Wange und fiel hinab auf ihren Arm, der sich schützend um ihren Bauch gelegt hatte.

Seit Monden schon war Boromeo spurlos verschwunden. Angeblich war er vor der Stadtgarde geflohen, die ihn bei einem Streich im Ingerimmtempel ertappt hatte. Das jedenfalls waren die Gerüchte, die Nuerta zu Ohren gekommen waren. Jazemina selbst hatte einen Abschiedsbrief Boromeos erhalten, auf den sie, wie sie sich heute beschämt eingestehen musste, zunächst hereingefallen war. Doch dann war sie misstrauisch geworden und hatte ihn am Ende als Fälschung enttarnt. Boromeos Freunde, die Traumwanderer, hatten ihr schließlich auf abenteuerliche Weise bei der Suche nach ihrem Geliebten helfen wollen. Doch irgendetwas war schrecklich schief gelaufen. Sie waren zu tief ins Reich der Träume vorgedrungen und nur dem beherzten Eingreifen ihrer Schwester Daroca war es zu verdanken, dass Jazemina noch am Leben war. Tagelang war sie ans Bett gefesselt gewesen, und was sie in der Traumwelt gesehen hatte, das ließ sie bis heute nicht mehr los. Immer wieder sah sie in ihren Träumen Boromeo am Boden knien, gewürgt von einer Peitsche, die ihm ein Mann wie eine Schlinge um den Hals gelegt hatte. Und dieser Mann war niemand anderes als Edelhart, der hohnlachend über ihn triumphierte.

Seit dieser Zeit fragte sie sich, ob sie ihren Träumen Glauben schenken konnte, und was der Darpatier mit all dem zu tun hatte. Tatsächlich waren die *Mercenarios* der Ernathesa in jener Nacht, als Boromeo verschwunden war, an der *Accion* der Taladurer Wehr beteiligt gewesen. Was also wusste Edelhart über Boromeos Verschwinden?

Jazemina setzte sich vor ihre Kommode, öffnete eine Schublade und zog eine Bürste daraus hervor. Seit fast drei Monden war Boromeo nun schon verschwunden, sinnierte

sie, während sie mit kräftigen Bewegungen durch ihr widerspenstiges Haar bürstete. Kaum dass sie erfahren hatte, dass ihre eigenen Haustruppen an seinem Verschwinden beteiligt gewesen waren, hatte sie *Condottiera* Corbenia zur Rede gestellt. Doch die war ihr eine Antwort schuldig geblieben, hatte vorgegeben, nur Befehle auszuführen und Jazemina an ihren Vater Batholo verwiesen. Unglücklicherweise befand sich dieser seit über einem Mond mit Edelhart auf Reisen. Andernfalls hätte sie sich mit ihrem Vater auch gar nicht lange aufgehalten, sondern Edelhart direkt zur Rede gestellt.

Mit zunehmendem Druck fuhr sich Jazemina durch ihr Haar. Es ziepte. Der Griff um die Bürste verkrampfte sich, und ihre Fingernägel bohrten sich in die Handflächen. Mit einem wütenden Aufschrei warf sie die Bürste zu Boden.

Es war nicht zum Aushalten! Seit Wochen nun schon saß sie auf glühenden Kohlen, zur Untätigkeit verdammt, und wartete ungeduldig wie ein altes Weib am Fenster auf die Rückkehr ihres Gemahls. Der Gedanke daran, dass der Vater ihres Kindes sich in der Zwischenzeit mit anderen Frauen vergnügte, war für sie genauso unerträglich wie die Sorge darum, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte.

Das aufgeregte Flattern aus der alten Holzkiste unter ihrem Bett riss Jazemina aus ihren trübsinnigen Gedanken. »He!«, rief sie, als sie die Kiste hervorgezogen und den schweren Deckel einen Spalt breit angehoben hatte. Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte sie. »Guten Morgen«, begrüßte Jazemina das graubraune Flaumknäuel, das ihr neugierig schnüffelnd die große Nase entgegenstreckte.

»Bitte verzeih, wenn ich dich geweckt habe«, entschuldigte sie sich, während sie einen tönernen Krug unter dem Bett hervorzog und nach einer hölzernen Pinzette tastete.

»Mit dem falschen Fuß aufgestanden? Ich?«, wiederholte Jazemina in gespielter Empörung, als habe die Fledermaus das Wort an sie gerichtet. Sie öffnete den Krug und zog mit

der Pinzette einige zappelnde Mehlwürmer heraus, nach denen das Tier gierig zu schnappen begann. Jazemina schüttelte den Kopf: »Nein, nein, Maldonado, nicht der Fuß. Es ist nur ... ja genau, Boromeo mal wieder.« Jazemina seufzte und spürte, wie sie mit den Gedanken an ihren verschwundenen Geliebten auch die gerade verdrängte Beklemmung wieder heraufbeschwor. »Weißt du«, wollte sie zu einer Erklärung ansetzen und stockte, als sie einen dicken Kloß im Hals verspürte. Maldonado schnappte dessen ungeachtet weiter nach den zappelnden Leckereien.

»Was soll ich denn nur tun?«, fragte Jazemina verzweifelt, als könne ihr die Fledermaus eine Antwort darauf geben. »Ich habe doch schon alles versucht.« Sie schluckte und war überrascht, wie schwer es ihr fiel, über all das zu sprechen. »Sogar Erresto habe ich aufgesucht und ihn darum bekniert, mit Peziano reden zu dürfen.« Sie schluchzte. »Er war doch damals dabei, als sie ihn festnehmen wollten.« Jazeminas Stimme überschlug sich, und sie bemerkte eine Träne ihre kalte Wange herunterkullern. »Der muss doch wissen, was mit ihm geschehen ist!«, rief sie verzweifelt und ließ ihren Tränen freien Lauf. »Aber Erresto wollte mich nicht verlassen. Verstehst du das? Dabei ist Peziano doch meine letzte Hoffnung.«

Schluchzend sah Jazemina auf, als etwas Feuchtes, Raues ihren Finger kitzelte. Maldonado hatte den letzten Mehlwurm vertilgt und die Pinzette neugierig nach weiteren Leckereien abgesehen, ehe er an Jazeminas Finger gelangt war, wo er sich nun mit seiner Zunge in Erinnerung rief. Jazemina blinzelte unter Tränen, und ein Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. Sie schob Maldonado zurück in seine Kiste und fischte dann mit der Pinzette nach neuen Mehlwürmern. Seit seine Flügel nicht mehr geschient werden mussten, neigte Maldonado zu regelmäßigen, aber unbeholfenen Flugversuchen und Jazemina musste zunehmend darauf Acht geben, dass er nicht einen Moment

ihrer Unaufmerksamkeit zu taumelnden Erkundungsflügen durch den Familienturm nutzte.

»Eine Fledermaus müsste man sein«, sinnierte sie und zog geräuschvoll ihre Nase hoch. »Dann könnte ich einfach in Pezianos Zelle fliegen und ihn nach Boromeo fragen.«

Gierig streckte sich Maldonado den Würmern entgegen.

»Oder ich flöge Edelhart entgegen und stellte ihn noch an Ort und Stelle zur Rede.« Sie ließ die Würmer in die Kiste fallen.

Aufgebracht flatterte Maldonado an den schweren Deckel und stieß zweimal dagegen, ehe ihn die Kraft verließ und er auf den Boden neben sein Futter plumpste.

Jazemina verkniff sich weitere Tränen. »Scheint so, als müssten wir uns beide noch ein wenig gedulden, kleiner Freund«, stellte sie tonlos fest, während sie die Kiste über ihm schloss. »Du darauf, dass dich deine Schwingen wieder tragen, und ich auf die Rückkehr meines ›geliebten‹ Ehemanns.«

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Hacienda della Estrellas, Taladur.

Am zehnten Tag im Perainemond, 989 nach Bosparans Fall.

»Ihr werdet Euch noch einen Moment gedulden müssen, *Sayid*«, verkündete der kleine Mann mit der braunen Haut und dem lustigen roten Fez, während er Laurentio in einen Arkadengang mit weinrot gestrichenen Wänden führte. Große Rundbögen zwischen zierlichen Säulen gaben den Blick frei auf eine breite Terrasse mit einem moosbewachsenen Zierbrunnen und weißleuchtenden Marmorstatuen.

»Der *Effendi* ist ein Freund der Großherzigkeit und ein anteilnehmender Zuhörer, der in seinem göttergepriesenen Großmut jedem seiner Klienten die Zeit schenkt, die seines Anliegens würdig ist.«

Er wies auf eine lederbezogene Bank, auf der bereits eine junge Frau, kaum älter als Laurentio, mit kurzen, roten Locken und einem knabenhaften Gesicht Platz genommen hatte. Ihr rechtes Bein schien gebrochen, denn es war durch ein Holzgerüst geschient. Neben ihr an der Wand lehnten zwei Krücken.

Laurentio nickte und ließ sich auf der Bank nieder. Dabei schenkte er der Frau ein verlegenes Lächeln, das jedoch sofort erstarb, als diese es nicht erwiderte.

»Ihr hingegen«, wandte sich der Diener an die Rothaarige, »dürft mir schon einmal folgen.«

Die Frau erhob sich mühsam und griff nach ihren Krücken. Langsam humpelte sie dem Diener mit der schwarzen Pluderhose hinterher.

Nervös rieb Laurentio mit den verschwitzten Händen über seine Hose, während er sich verschüchtert in dem rustikal eingerichteten Arkadengang umsah. Hohe Farne mit ausladenden Blättern verdeckten die Säulen und wiegen